



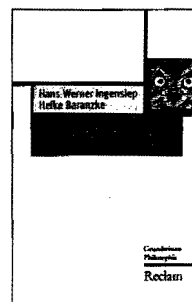
zeigt Bitz, dass es auch keine medizinisch-wissenschaftlichen Gründe für die Durchführung von Tierversuchen gibt, und sie kritisiert die Etablierung von „Tiermodellen“, die sie als simple „Symptomforschung“ bezeichnet. Außerdem beschreibt sie das Paradoxon, dass Alternativmethoden an Tierversuchen validiert werden müssen, wogegen Tierversuche nie einer wissenschaftlichen Überprüfung unterzogen wurden und weiterhin unreflektiert als „Goldener Standard“ eingesetzt werden. Bitz fordert die Abkehr von der überholten Methode Tierversuch hin zu einer zukunftssträchtigen durchdachten, tierversuchsfreien Forschung. Die Politikerin *Renate Rastätter* schildert die politischen Auseinandersetzungen bis zur Aufnahme des Tierschutzes als Staatsziel in das Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland am 17. Mai 2002. Sie formuliert sechs Umsetzungsziele, die sich für sie aus dem Staatsziel Tierschutz ergeben. Rastätter hält die Bilanz nach fünf Jahren Staatsziel Tierschutz für ernüchternd. Anhand von vier Beispielen zeigt sie, dass sowohl Verbesserungen als auch Verschlechterungen eingetreten sind. Aktuell fordert sie drei Konsequenzen, die sich aus dem Staatsziel Tierschutz ergeben und macht außerdem deutlich, dass Tierschutz auch immer Menschenschutz ist.

Den Bereich „Religion und Kultur“ beginnt die jüdische Philosophin und Gründerin der „Initiative Jüdischer Tierschutz“ *Hanna Rheinz*. Zunächst stellt sie ausführlich dar, dass durch die Geschichte sowohl die Vorstellungen der deutschen Tierrechtler über die jüdischen Tierrechtler und umgekehrt verzerrt und falsch geprägt sind. In diesem Zusammenhang geht sie auf das Schächten und auf Tieropfer näher ein. Rheinz weist darauf hin, dass es bereits in biblischen Zeiten eine jüdische Tierrechtslehre gab. Diese jüdische Tierrechtsposition forderte den individuellen Schutz von Tieren und sprach ihnen mehr Rechte zu, als dies im christlichen Pietismus der Fall war und „von den modernen Tierschützern an den Tag gelegt“ wird. Rheinz kommt zum Schluss, dass ein „Nachdenken über den jüdischen Tierschutz“ „zum Erschrecken über die Leichtigkeit des Tötens“ von Tieren führt. Sie erklärt sich dies durch die bis zum heutigen Tag beim Menschen vorhandenen kollektiven Abwehrmechanismen. Der katholische Theologe *Kurt Remele* kritisiert in seinem Beitrag die drei monotheistischen Religionen (Christentum, Judentum, Islam), da hier der mitfühlende und möglichst gewaltfreie Umgang mit „der nichtmenschlichen Kreatur“ keine zentrale Bedeutung hat. Er spricht von einer Apathie gegenüber dem Leid der Tiere in der westlichen Welt und fordert eine Haltung des Mitgefühls gegenüber Tieren, wie sie im Hinduismus, Jainismus und Buddhismus gelebt wird. Remele hält die Forderung nach Tierrechten für absolut berechtigt und notwendig, da nur so der gewohnheitsmäßigen Grausamkeit und Ausbeutung der Tiere durch den Menschen begegnet werden kann. Als absolute „individualethische Minimalforderung“ gilt für Remele, dass die/der Einzelne nur Fleisch „aus artgerechter Tierhaltung konsumieren sollte“. Der Theologe und Therapeut *Eugen Drewermann* setzt sich sehr kritisch mit den christlich-jüdischen Religionslehren auseinander und wirft ihnen – ebenso wie dem Islam – vor, für die gedankenlose und gefühlverrohende Ausbeutung und Unterwerfung der Tiere verantwortlich zu sein. Den Grund sieht er in der christlichen Anthropozentrik, die – außer für den Menschen – keine Rechte für die Kreatur zulässt. Drewermann zeigt,

dass im Gegensatz zu den „Kulturkreisen der Bibel“ in den östlichen Religionen und bei den sogenannten Naturvölkern durch die Einheit von Mensch und Schöpfung ein anderes Denken und Handeln in Zusammenhang mit Tieren gelebt wird. Er fordert eine „grundlegende religiöse Neubesinnung, die mit dem bisherigen jüdisch-christlichen Anthropozentrismus bricht und zu einem Einheitsdenken“ zurückfindet.

Dieses Buch bietet seinen LeserInnen in kompakter Form die aktuellen Positionen zum Thema „Tierrechte“, womit sie von verschiedenen Seiten Einblick in den modernen Tierrechtsdiskurs erhalten. Ein großes Verdienst des Buches – und damit der vorangegangenen Vorlesungsreihe – ist die interdisziplinäre Darstellung des Themas. Durch diese Interdisziplinarität bekommen die LeserInnen eine umfassende Information, die es ermöglicht, sich aus allen Richtungen dem Thema zu nähern. Das Buch ist absolut empfehlenswert.

Ingrid Kuhlmann-Eberhart



2.10 Hans Werner Ingensiep und Heike Baranzke:

Das Tier

149 Seiten, Stuttgart: Reclam Verlag, 2008, Euro 9,90

Wenn der Mensch in der heutigen Philosophie angesichts der Pluralität von Individuen, Ethnien und Gesellschaften nur noch als Konstruktion dient und deshalb an sich

tot ist, „wie kann dann noch über ‚das Tier‘ philosophiert werden?“ (7). Auf der Suche nach einer Antwort auf diese Frage bewegt sich das in der Reihe „Grundwissen Philosophie“ des Reclam-Verlags erschienene Buch „Das Tier“ von Hans Werner Ingensiep und Heike Baranzke, beide weit bekannt in der deutschen tierethischen und umweltethischen Diskussion. Zusammen mit dem in diesem Jahr von Markus Wild veröffentlichten Buch „Tierphilosophie“ (siehe Rezension in dieser ALTEX Ausgabe) stellt dieses Werk einen wichtigen Beitrag zur Gründung einer deutschen Tierphilosophie dar, d.h. einer Philosophie, die sich mit dem Tier als philosophischem Konzept auseinandersetzt.

In Anlehnung an Kants Schlüsselfragen behandeln die Autoren vier tierphilosophische Grundfragen: 1. Was ist das Tier?; 2. Was kann ich vom Tier wissen?; 3. Was soll ich in Ansehung des Tieres tun?; 4. Was darf das Tier hoffen?.

Im ersten Teil analysieren die Autoren zuerst die biophilosofischen Grundlagen einer Tierforschung: Am Anfang (insbesondere unter dem starken Einfluss der aristotelischen Biophilosophie) galt das Tier gegenüber dem Menschen als untergeordnet, weil das Naturbild von der Idee einer Hierarchie der Fähigkeiten, aber auch des Wertes der Lebewesen geprägt wurde. Ab dem 18. Jahrhundert wurden kontinuierlich unterschiedliche Positionen innerhalb der biologischen Forschung entwickelt, die das Tier als dynamisches Wesen betrachten. Die Darwinsche Evolutionstheorie verwandelt das Naturbild in einen kontingenten und zwecklosen Prozess, in dem die Unter-



schiede zwischen den Lebewesen als spontane Resultate der Anpassung zu sehen sind. In der Geschichte der Philosophie werden dann vier klassische Tierkonzepte unterschieden: das Tier als Sinneswesen (eine Tradition, die von Aristoteles bis hin zu Locke und dem modernen Behaviorismus geht); das Tier als Instinktwesen (eine moderne Tradition, die ihren Anfang schon vor der Prägung des Begriffes von Konrad Lorenz hat – und zwar in der schöpfungstheologischen Formulierung der Scholastik – und die weiter bis zur kontroversen Soziobiologie geht); das Tier als Automat (eine Denkweise, die im 16. Jahrhundert insbesondere von Descartes geprägt wurde, einige Vertreter auch in der Aufklärung fand und erstaunlicherweise viele Anhänger in der heutigen Philosophie des Geistes wie Donald Davidson und Peter Carruthers findet), und das Tier als Subjekt. Diese letzte Tradition hat sich aus der Unzufriedenheit mit den Aporien der materialistischen Tierautomatentheorie und der Seelenmetaphysik entwickelt und öffnet laut den Autoren die Tür auf zeitgenössisch-brisante philosophische Analysen des Tieres, wie die Theorie von Jakob von Uexküll, von Helmuth Plessner und die Biophilosophie von Hans Jonas.

Im zweiten Teil analysieren die Autoren kritisch den bekannten Aufsatz von Thomas Nagel („Was bedeutet es, eine Fledermaus zu sein? 1974), in dessen Mittelpunkt die Frage steht, ob auch Tiere besondere innere Erlebnisphänomene – eine Innenperspektive – haben können. Die „mysteriöse“ Schlussfolgerung Nagels, der die Möglichkeit der Beantwortung dieser Frage mit dem Argument der Unmöglichkeit, zu wissen, wie es ist, ein Individuum einer anderen Spezies zu sein, zurückweist, ist bereits von anderen Philosophen wie Daniel Dennett wegen Inkonsistenz verworfen worden, weil wir Menschen immerhin etwas über einige Eigenschaften von Fledermäusen sagen können. Außerdem würde die Lösung Nagels auch grundsätzlich die Aufgabe der kognitiven Ethologie in Frage stellen, die in Griffins Worten auf die „Überschreitung der Speziesgrenzen“ (51) abzielt. Dennoch verweist dieser Aufsatz auf ein grundsätzliches und fundamentales Problem der tierischen Erkenntnistheorie: die Frage nach dem Anthropomorphismus, der als „schwerste epistemologische Krankheit“ (52) gilt. Die Autoren betonen die Diskrepanz zwischen den Zweifeln an Denkinhalten und Denkakten von Tieren und der alltäglichen Erfahrung, bei der wir anhand menschlicher Begriffe das Verhalten von Tieren erklären. Das heuristische Potential des empirischen Anthropomorphismus darf nicht unterschätzt werden, vor allem für die Betrachtung des tierischen Leidens (55). Wenn es für die Autoren klar ist, dass anthropomorphe Tierinterpretationen nicht eliminiert werden können, könne man sie aber zumindest minimieren. Sehr interessant ist der Abschnitt über Tiere nach dem so genannten „linguistic turn“ in der Philosophie, in dem die Sprache ein wichtiges Kriterium für die Einschätzung der kognitiven Fähigkeiten von Tieren wird. Ingensiep und Baranzke setzen sich ausführlich mit der berühmten These von Davidson (siehe insbesondere „*Rationale Lebewesen*“) auseinander (in der er Tieren die Fähigkeit, Überzeugungen zu haben, aberkennt weil sie keine Sprache besitzen) und erläutern durch die Kontroverse mit Searle, wie eine philosophische Erörterung von Sprache, Denken und Bewusstsein bei Tieren geführt werden kann. Außerdem zeigen die Autoren am Beispiel der neuen

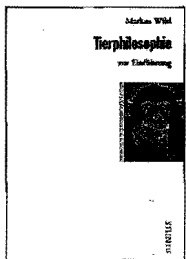
ethologischen (Sprach)-forschung mit Primaten, wie viele philosophische Herausforderungen die Rede von mentalen Repräsentationen, von Bewusstsein und Selbstbewusstsein der Fall „Tier“ anbietet.

Der vierte Teil analysiert hauptsächlich die zeitgenössische Entstehung der tierethischen Debatte, aber er bietet auch interessante Ausblicke auf die Tierphilosophie der Antike und der Moderne. Dem Leser wird damit klar, dass grundsätzliche Probleme des Mensch-Tier-Verhältnisses schon in der Antike diskutiert worden sind, auch wenn bestimmte fundamentale Begriffe wie moralischer Status sowie Interessensgleichheit erst in der zeitgenössischen Diskussion zu finden sind. Ingensiep und Baranzke erklären, wie aus der Unfähigkeit zur Rationalität der Tiere, d.h. der Unmöglichkeit ihnen eine quasi-Moralfähigkeit zuzuschreiben, grundsätzliche Herausforderungen für die Tierethik folgen. Solche Herausforderungen werden in der antiken naturrechtlichen Auffassung auf zweierlei Art und Weise debattiert: „entweder man bewundert ihr vernunftanaloges Verhalten, das durch einen natürlichen Trieb, den die Vorsehung in die vernunftlosen Geschöpfe hineingelegt hatte, gesteuert wird. (...) Oder man mokiert sich über ihr unvernünftiges und beschämendes affekt- und lustgesteuertes Verhalten – dann fungieren Tiere als Negativfolie für den Menschen“. (87) Die am meisten verfolgte zweite Strategie (auf unterschiedliche Weise von Aristoteles bis hin zu Thomas von Aquin über Cicero und Diogenes von Apollonia) bestimmte den Erfolg der Anthropozentrik. Dagegen verteidigten andere Autoren wie Theophrast, Plutarch und Porphyrios eine gerechte Behandlung von Tieren, indem sie die Strategien der Seelenwanderung (als Art Annäherung des Tieres zu Menschen), der Verrohung (wer grausam gegenüber Tieren ist, ist auch grausam gegenüber Menschen) oder diejenigen innerhalb eines religiösen Selbstvervollkommnungskonzeptes (Annäherung zu Gott) diskutieren. Neben der naturrechtlichen Auffassung gibt es auch die von den Autoren angeführte Theorie des Kulturrechts, die sie am meisten mit der modernen Vertragstheorie identifizieren, wo Tiere aus der Gesellschaft ausgeschlossen sind (wobei hier die Autoren einige neue Versuche, vertragstheoretisch den Tierschutz zu begründen, nennen, wie beispielsweise die von Rowland und Scanlon). Die Moderne Tradition ist laut Ingensiep und Baranzke einerseits von unterschiedlichen Mitleidstraditionen (von der biblischen Barmherzigkeit und der Position Schopenhauers), die Anhänger auch in der aktuellen Debatte finden, und andererseits von den von Kant begründeten indirekten Pflichten gegenüber Tieren (Rechte „in Ansehung der Tiere“) gekennzeichnet. Die heutige Tierethik bezeichnen sie als naturalistisch, weil sie zunehmend die Vernunft als Exklusionskriterium für die moralische Gemeinschaft unterminiert und sich stattdessen auf andere Fähigkeiten bezieht, wie Leidens- oder Glücksfähigkeit. In dieser Debatte stehen kantische Positionen (Tom Regan und Leonard Nelson) konsequentialistischen bzw. utilitaristischen Positionen gegenüber, wobei die Debatte noch viel reicher und ausdifferenzierter ist. Am Ende skizzieren die Autoren zwei Grundfragen der aktuellen Tierethik, über die es keinen Konsens gibt: das Problem der Tiertötung und die Herausforderung des Speziesismus. Bei der Tiertötung bemerken die Autoren, dass das Kriterium der Empfindungsfähigkeit eine Rolle für die Begründung des Tö-

tungsverbots spielt, aber keine hinreichende: Da die pathozentrischen Ethiken „nicht im Zugzwang sind, die fundamentale Position des Lebensrechts aufgeben zu müssen“ (128), können sie ihre Antwort auf Tötung vom *prima-facie*-Recht bis hin zu einem Grundrecht im strengen Sinne variieren. Auch wenn die Autoren zugeben, dass es Singers und Rortys Verdienst ist, „die Alltagsanthropozentrik mit dem neuen Begriff ‚Speziesismus‘ zur philosophischen Selbstaufklärung anzuhalten und den menschlichen Umgang mit Tieren unter den Anspruch der moralischen Idee gleicher Interessenberücksichtigung gestellt zu haben“ (125), bemerken sie, dass „der Versuch, den Speziesbegriff zugleich polemisch und als ethisches Argument zu nutzen, letztlich jede Form von Differenzierung in der theoretischen und praktischen Philosophie (unterminiert)“. (128)

Dieses Buch ist präzise und verständlich und in einem angenehmen Schreibstil verfasst, weshalb es sich nicht nur dem Fach-, sondern auch dem Laienpublikum anbietet. Sehr hilfreich ist auch die punktuelle Erklärung der Schlüsselbegriffe. Das Buch stellt damit sicherlich einen wichtigen Beitrag zur Verbreitung einer fundierten philosophischen Diskussion zum Umgang mit Tieren im deutschsprachigen Raum dar.

Arianna Ferrari



2.11 Markus Wild: Tierphilosophie zur Einführung

232 Seiten, Hamburg: Junius, 2008, Euro 14,90

Der in Berlin lehrende Philosoph Markus Wild ist bereits 2005 mit dem Band „Der Geist der Tiere“ hervorgetreten, den er zusammen mit seinem Kollegen Dominik Perler herausgegeben hat. Jetzt hat er in der bekannten Reihe „Zur Einführung“ beim Junius Verlag den Titel „Tierphilosophie“ vorgelegt. Er stellt das gesamte Gebiet der noch jungen Disziplin Tierphilosophie kompakt und gut zugänglich allen Interessierten vor. Tierphilosophie vereinigt kognitive und normative Aspekte der philosophischen Reflexion über das Tier. Zur Tierphilosophie zählen demnach die philosophische Auseinandersetzung über die geistigen und sozialen Fähigkeiten der Tiere, die von der modernen Biologie und Ethologie gewonnen werden, wie die Fragen des moralisch richtigen Umgangs mit Tieren, also tierethische Probleme. Da aber zudem die Beschäftigung mit dem Tier in dieser Weise immer auch eine Beschäftigung mit dem Menschen ist, gehören nach Wild zur Tierphilosophie ebenso anthropologische Rückschlüsse und Reflexionen: „Sowohl das naturwissenschaftliche als auch das philosophische Interesse an den Tieren ist häufig anthropologisch. Wir wollen mit Blick auf Tiere verstehen, was wir sind. Das Tier dient also auch der Selbsterkenntnis.“ (26)

Wild unterscheidet von der Tierphilosophie in diesem, von ihm so genannten „weiten“ Sinn eine Tierphilosophie im „engen“ Sinn. Letztere belässt es nicht mit der mehr oder weniger neutralen Reflexion, sondern bezieht ausdrücklich eine inhaltliche Position. Dass Tiere einen Geist besitzen und die Tierphilosophie

assimilatorisch verfährt, also ein gemeinsames Geflecht von Beziehungen zwischen Mensch und Tier hervorgehoben wird, das sich nur graduell unterscheidet, sind zwei zentrale inhaltliche Positionen der so verstandenen engeren Tierphilosophie (32ff.).

Der Frage nach dem Geist der Tiere wird ein eigenes, umfangreiches Kapitel (90-150) gewidmet. Zunächst wird die ablehnende Position entfaltet: Da Tiere keine Sprache -(im „menschlichen“ Sinn) besitzen, haben sie auch keine Überzeugungen, d.h. sie können keine Urteile wie „Die Katze ist auf dem Baum“ fällen. Der Philosoph Donald Davidson argumentiert, dass einen Geist zu haben bedeutet, Urteile fällen zu können. Dies heißt aber, ein ganzes Netz von Begriffen besitzen zu müssen. Da Tiere dieses Begriffsnetz nicht aufweisen, können sie keine Überzeugungen und folglich keinen Geist haben. Man bezeichnet diese Position als *differentialistisch*, da sie die Differenzen zwischen Mensch und Tier betont. Angelpunkt ist hier die begriffliche Sprache, die angeblich *die conditio sine qua non* für Überzeugungen und damit für Geist darstellt. In der Folge entsteht dann ein Schwarz-Weiss-Schema von rationalen Lebewesen als begrifflichen Denkern auf der einen Seite und nicht-rationalen als bloßen Reagierern und Unterscheidern (Diskriminierer) auf der anderen. Wild, der die assimilatorische Strategie verfolgt, will dieses Schwarz-Weiss-Schema auflösen und fragt daher rhetorisch „ob es jenseits der Unterscheidung von sprachbegabten Denkern einerseits und sprachlosen Diskriminierern und Reagierern andererseits keine Zwischenstufen gibt“ (104)?

Mit der Kontinuitätsthese der Evolutionstheorie (alles Leben ist aus gemeinsamen Ursprüngen entstanden und weist daher kontinuierliche Übergänge auf) „im Hinterkopf“ (ebd.) wird insbesondere die Repräsentationstheorie des Geistes für eine Theorie des tierlichen Geistes herausgearbeitet. Die Repräsentationstheorie nimmt von einem bloß sprachlich strukturierten Geist Abschied und versteht mentale Repräsentationen umfassender, also nicht nur als Urteile oder Überzeugungen. Repräsentationen sind dann im Spiel, wenn Verhalten gelenkt und geplant werden soll. Dafür ist die Einholung von Information entscheidend. So muss ein Regenpfeifer Art, Ort und Bewegungsrichtung eines Nesträubers repräsentieren, um sich entsprechend verhalten zu können. Ein Tier bildet eine innere Landkarte des Äußeren, um in der Umwelt entsprechend navigieren zu können. Repräsentationen sind Biofunktionen, sie „sind das Produkt der Evolution durch Natürliche Selektion“. (114) Hier liegen nach der Repräsentationstheorie des Geistes die evolutiven Ursprünge von Gedanken und von Geist. Theoriestrategisch wird also „hinter“ den Differentialismus zurückgegangen, um die Entstehung von Geist erklären zu können. Damit wird der starre Differentialismus, der sich am Endzustand des menschlichen Geistes orientiert, aufgelöst und *assimilatorisch* „verflüssigt“. Auch die Frage nach dem Bewusstsein von Tieren reiht sich in diese Strategie ein. Sich abgrenzend vom Standpunkt, dass man nicht wissen könne, wie es ist eine Fledermaus zu sein (Thomas Nagel vertritt diesen in seinem bekannten Aufsatz „Wie ist es eine Fledermaus zu sein?“, dabei steht die Fledermaus für jedes x -beliebige Tier), gibt es nach Wild durchaus Belege, die nahelegen, dass eine Fledermaus ein Bewusstsein hat und dass dieses Bewusstsein vom menschlichen Standpunkt aus zumin-